



Dr. Regina Römhild

Die Richtung stimmt – aber der Weg führt noch weiter

Kommentar zur Studie „Migranten-Milieus“ des vhw



In Frankfurt „leben 180 Nationen“, in Berlin sorgen Menschen „aus 195 Staaten ... für eine große Pluralität an Kulturen“: Das sind typische Formulierungen, hier den Internetauftritten der entsprechenden Städte entnommen, die „kulturelle Vielfalt“ beschreiben sollen. Das Raster der Nationalitäten, der Herkünfte ist die gängige Sichtweise auf die urbane Einwanderungsgesellschaft. Aber was sagen diese Grob-Kategorien eigentlich aus? Können wir „Nationen“ oder „Staaten“ mit Kulturen und Herkünfte mit Identitäten gleichsetzen? Würden wir Deutsche als eine kulturell und sozial einheitliche Gruppe von Christen beschreiben? Wohl kaum. Genau das aber geschieht regelmäßig, wenn Migranten in ethnischen Kategorien der Herkunft, der Religion, der „fremden“, „mitgebrachten“ Kultur beschrieben – und behandelt – werden.

Der individualisierte Blick auf eine innere Vielfalt scheint das Privileg der Mehrheitsgesellschaft zu sein, während die Einwanderungsgesellschaft als eine Komposition ethnischer Kollektive gilt, die sich scheinbar ganz ohne interne Diversitäten und Individualitäten, ohne grenzüberschreitende kulturelle Dynamiken arrangiert. An diesem Bild der fremden, traditionsorientierten Minderheiten am Rand und der modernen, differenzierten und pluralen Mehrheitsgesellschaft im Zentrum ändert auch die statistische Neufassung der Verhältnisse in Bürger mit und ohne Migrationshintergrund wenig. Zwar stehen damit nicht mehr „Ausländer“ verschiedener Nationalitäten „den“ Deutschen gegenüber. Dafür lässt sich jetzt aber auch innerhalb der Bevölkerung mit deutschem Pass eine nationale „Kerngruppe“ (die Deutschen ohne Migrationshintergrund) von eingewanderten, eingebürgerten oder „Options“-Deutschen unterscheiden. Auch hier muss gefragt werden: Was genau sagen diese Unterscheidungen aus über die Vielfalt der sozialen Lagen, der Kulturen und Identifikationen in den Einwanderungsmetropolen? Ja, was eigentlich?

Zugespitzt formuliert, handelt es sich hier um den eher hilflosen Versuch, am nationalstaatlichen Ordnungsprinzip eines territorial und kulturell verankerten, langfristig sesshaften „Staatsvolks“ festzuhalten gegenüber einer zunehmenden Zahl von mobilitätserfahrenen, weltläufigen Bürgern – und diese Ordnung gegen jede Wirklichkeit weiterhin zur Grundlage der gesellschaftlichen Selbstwahrnehmung, aber auch zur Grundlage von „Integrations“-Politiken aller Art zu machen.

Das Konzept der „Milieus“ weist in eine andere, in die richtige Richtung: weg von den statischen Kategorien der „Herkunftsgruppen“ und hin zu beweglichen sozialen und kulturellen

Formationen, die sich entlang von ähnlichen Lebensstilen, Geschmackskulturen, Weltanschauungen herausbilden. Die Studie „Migranten-Milieus“ hat dazu grundlegende Befunde geliefert: Sie belegt erstmals repräsentativ, dass auch Migranten – oder genauer: Menschen mit Migrationshintergrund – sich nicht nach der Zugehörigkeit zu einer „ethnischen Herkunftskultur“ unterscheiden, sondern nach der Zugehörigkeit zu Milieus, „an der sich die alltäglichen Muster der Lebensführung dieser Personengruppe orientieren“ (S. 2). Diese Milieus sind ethnisch gemischt, d.h., sie umfassen Menschen mit unterschiedlichen individuellen und familiären Migrationsbiografien, die sich jedoch hinsichtlich ihrer Lebenspraxis und ihrer Lebensperspektiven ähneln. Die Studie eröffnet so einen neuen Blick auf die spätmoderne Einwanderungsgesellschaft: Denn hier steht die Dynamik sich abgrenzender und sich annähernder, sich überschneidender, sich weiterentwickelnder Lebenswelten und Alltagskulturen im Mittelpunkt – und nicht die übliche Statik einer ethnisch sortierten „kulturellen Vielfalt“. Die Perspektive transethnischer Milieus ist richtungsweisend, aber dennoch nur eine Etappe auf dem Weg zu einem grundlegenden, notwendigen Perspektivenwechsel in Politik und Forschung.

Potenziale eines wiederentdeckten Konzepts

Das Milieu-Konzept geht in seiner heutigen Ausprägung ganz wesentlich auf den französischen Soziologen und Ethnologen Pierre Bourdieu zurück. Von hier fand es seinen Weg über die deutsche Soziologie in die Marktforschung – wo es zu einem der wichtigsten Tools zur Erfassung potenzieller Kundengruppen wurde. Wie schon bei Bourdieu, so steht auch in dieser



Anwendung seiner Theorie die Erkenntnis im Mittelpunkt, dass demografische Daten – wie Einkommen und Bildungsstand – allein keinen ausreichenden Aufschluss über die tatsächlichen Orientierungen, den Geschmack und Lebensstil der betreffenden Menschen liefern. Erst aus der Kombination von objektiver sozialer Lage und subjektiver Deutung, Aneignung und Praxis entsteht die Vielfalt der sozialen Milieus und der kulturellen Lebensstile in der modernen Gesellschaft.

Gemeinsamkeiten und Differenzen neu ausloten

Das Neue an der vorliegenden Studie ist nun, dass sie erstmals gezielt den bislang üblichen nationalen Rahmen der Mehrheitsgesellschaft überschreitet und die reale Mischung von Herkunft und Nationalitäten zugrunde legt – wobei sie allerdings wiederum nur einen Teil dieser gemischten Gesellschaft betrachtet: diesmal jedoch die sonst ausgeblendeten (Teil-)Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund. Das ist zunächst legitim, um nachzuweisen, dass dieser Teil der Gesellschaft ebenso vielfältig differenziert ist wie die sogenannte Mehrheitsgesellschaft. Aber zukünftig – und die Studie weist selbst schon darauf hin – muss diese Unterscheidung überwunden werden. Denn viel interessanter als eine getrennte Betrachtung von „Migranten“- und „Deutschen“-Milieus ist die Frage nach neuen Gemeinsamkeiten, aber auch weiteren Differenzierungen in und zwischen diesen großen „Lagern“ der klassischen Integrationspolitik.

So zeigen neuere (auch meine eigenen) Forschungen, dass insbesondere in der jungen Generation immer neue Mischungen von Szenen und Netzwerken entstehen, die sich quer zu allen – einschließlich den „deutschen“ – Herkunft an sub- und jugendkulturellen Stilen orientieren. Aber auch generell ist die Kontakthäufigkeit und -intensität zwischen „einheimischen Deutschen“ und „Migranten“ – wie immer wieder in einschlägigen Forschungen festgestellt – so groß, dass nicht von „Parallelgesellschaften“, sondern im Gegenteil von übergreifenden Milieus auszugehen ist. Dazu fehlen jedoch bislang systematische qualitative, ethnografische Studien, die nicht nur die Existenz solcher Milieus untersuchen, sondern auch die darin entstehenden sozialen und kulturellen Vernetzungen, d.h. die über eine reine Ähnlichkeit der Lebensstile hinausgehenden Formen einer gemeinsamen sozialen und kulturellen Alltagspraxis (wozu der Milieu-Ansatz alleine nur wenig aussagen kann).

Die Frage nach der tatsächlichen Vernetzung in und über Milieus hinweg macht einen entscheidenden Unterschied. Denn hier könnte sich durchaus zeigen, dass trotz ähnlicher Orientierungen und Lebensstile (vorerst) keine gemeinsame Alltagspraxis entsteht. So etwa in einem konservativen, religiös orientierten Milieu, das prinzipiell verschiedene Konfessionen umfasst, ohne dass sich die Akteure dieser Ähnlichkeit bisher bewusst sind, im Gegenteil: Hier stehen religiöse und vor allem auch ethnisch interpretierte Abgrenzungen (zwischen Christen und Muslimen, zwischen „Deutschen“ und „Türken“) einer

Entdeckung der Gemeinsamkeiten entgegen. Ganz ähnlich könnte es sich auch in den aufstiegs- und bildungsorientierten Milieus verhalten: Denn hier treffen die etablierten mehrheitsgesellschaftlichen Vertreter dieser Milieus zunehmend auf „Neuzugänge“ aus der Einwanderungsgesellschaft, ohne dass dies die traditionell ethnisierten Grenzen zwischen diesen Akteuren automatisch aufheben würde. In Frankfurt, wo wir auf diese Frage im Rahmen einer Studie zur Diversität und Transnationalität der Stadtgesellschaft (gemeinsam mit Steve Vertovec und einem Team von Kulturanthropologen) stießen, zeigt sich, dass traditionell „deutsche“ Nachbarschaften und Neubauviertel zunehmend, wie die Stadt insgesamt, auch von Migranten und ihren Nachfahren bewohnt und angeeignet werden – ganz entgegen der Vorstellung einer räumlichen Konzentration von „Ausländern“ in „sozialen Brennpunkten“. Hier ist Konfliktpotenzial absehbar, aber nicht auf der Seite „integrationsunwilliger“ Migranten, sondern auf der Seite der etablierten „Mehrheit“, die eine transethnische Erweiterung „ihres“ Milieus oft erst noch zu vergegenwärtigen hat.

Und schließlich werden Milieus auch von faktischen sozialen Ungleichheiten durchkreuzt, die auf grenzpolitisch bedingte Statusunterschiede zurückzuführen sind. Gut qualifizierte, aufstiegs- und bildungsorientierte Migranten können ihre Zugehörigkeit zu dem entsprechenden Milieu oft gar nicht geltend machen – wenn ihre Ausbildung in Deutschland nicht anerkannt wird und wenn sie ihre Existenz in der großen Grauzone zwischen dauerhaftem und geduldetem bis „illegalem“ Aufenthaltsstatus organisieren müssen. In dem Frankfurter Projekt konnten wir zeigen, dass diese Dimension einer neuen „Super-Diversität“ von Aufenthaltstiteln und daran geknüpften sozialen Lagen im Zuge der nationalen und besonders der neuen EU-europäischen Grenzpolitiken eine zunehmende Vielfalt nichtwestlicher, nicht-„europäischer“ Einwanderungsgruppen betrifft, was eklatante soziale Ungleichheiten innerhalb der Nationalitäten und sogar innerhalb einzelner Familien schafft.

Rechtsanwältinnen aus der Ukraine, die in Deutschland als Putzfrau oder Pflegekraft arbeiten, ghanaische Lehrer, die als Zeitungsverkäufer, in den Küchen der Gastronomie oder auf Baustellen beschäftigt sind, brasilianische Naturwissenschaftlerinnen, die keinen adäquaten Job finden und deshalb auf die Rolle der Hausfrau und auf das Gehalt ihres (deutschen) Ehemannes zurückgeworfen werden, sind typische Beispiele dieser bislang zu wenig beachteten transnationalen Ungleichheiten in der Migration. Der Milieuansatz ist hier gerade deshalb wichtig, weil er die Widersprüche zwischen einer lebensweltlichen sozialen und kulturellen Zugehörigkeit und den Grenzen gesellschaftlicher Partizipation – aufgrund ethnisierter Hierarchien – aufzeigen kann. „Integration“ muss deshalb – wie wir dies im Frankfurter Projekt vorgeschlagen haben – neu verstanden werden als eine zu unterstützende soziale Annäherung und Vernetzung aller Bürger innerhalb und zwischen Milieus.



Transnationalisierung und Kosmopolitisierung: Der Beitrag der Migration zur Modernisierung der Gesellschaft

Die transnationale Migrationsforschung zeigt: Einwanderung ist längst keine „Einbahnstraße“ mehr (wenn es sie je war), auf der Menschen sich von einem gesellschaftlichen „Container“ in den anderen bewegen und, dort angekommen, alle Brücken hinter sich abbrechen. Stattdessen halten Migranten vielfältige Beziehungen über die Grenzen hinweg aufrecht: Sie kommunizieren mit der Familie und mit Freunden im Herkunftsland, sie verfolgen Nachrichten und nehmen auch aus der Distanz der Migration an neuen kulturellen, politischen Entwicklungen in anderen Regionen Europas und der Welt teil, sie kehren für kürzere oder längere Zeiten zurück, sie bauen ökonomische und soziale Kontakte auf, die sie auch aus der Ferne mit Menschen und Märkten jenseits der nationalen Grenzen verbinden. Ökonomische, soziale und kulturelle Transnationalisierung ist längst keine exklusive Angelegenheit der multinationalen Wirtschaftsunternehmen mehr, sondern auch ein „von unten“ im Alltag der Einwanderungsgesellschaft vorangetriebenes Projekt.

Das trifft in besonderer Weise auch auf jüngere Migranten und auf hier geborene Jugendliche zu, die selbst keine Migrationserfahrung haben und sich dennoch ihre eigenen transnationalen kulturellen und sozialen Räume entwerfen: Dabei schaffen sie sich neue Bezugspunkte, die über die konkreten Herkunft der Eltern weit hinausreichen – in die weltstädtischen Metropolen im Süden und Osten Europas, in die weit verzweigten Landschaften religiöser Diasporas, in die globale Welt jugend- und popkultureller Szenen. Das „global heimat“-Projekt (Römhild u.a.) zeigte am Beispiel Frankfurts, dass so auf deutschem Boden etwa neue „türkische“ Kulturen entstehen, die sich jedoch nicht auf eine ländliche Herkunft der Eltern beziehen, sondern ein kosmopolitisches Istanbul mit der Partyszene in Bodrum, dem Rap der europäischen Vorstädte und dem schwarzen Soul der USA verbinden. Solche Entwicklungen tragen ganz wesentlich dazu bei, dass aus Einwanderungsmetropolen wie Frankfurt, Berlin oder München zunehmend kulturelle Weltstädte werden, die nicht nur durch eine globalisierte Ökonomie, sondern vor allem durch die kulturellen Erfindungen der Migration mit der Welt jenseits der nationalen Grenzen eng verknüpft sind. Das gilt auch für religiöse oder politische Netzwerke: Die Forschung zur Rolle des Islam in der Migration zeigt, dass es sich hier eben nicht (nur) um einen Import aus dem Ausland handelt, sondern oft um neue Entwicklungen und Ausrichtungen, die gerade Migranten in der Diaspora vor dem Hintergrund ihrer eigenen Auseinandersetzung mit dem Leben in der „Aufnahmegesellschaft“ entwerfen.

Solche transnationalen Orientierungen, Beziehungen und Existenzweisen widersprechen jedoch dem klassischen Integrationsbegriff, der darin einen Mangel an Loyalität und Identifikation mit einer neuen nationalen Heimat sieht und

Migranten stattdessen auf ein angepasstes Leben vor Ort verpflichten will. Die transnationalen Welten der Migration kommen so entweder gar nicht in den Blick – oder aber sie gelten schnell als bedrohliche „Parallelgesellschaften“. In dieser Abwehrhaltung zeigt sich jedoch ein fataler Irrtum: Es kann in der Auseinandersetzung mit Migration heute weniger denn je darum gehen, eine scheinbar homogene „deutsche“ Nationalgesellschaft gegen den Einfluss von Mobilität und Transnationalität zu verteidigen. Vielmehr wäre zu erkennen, dass das Modell der „Nation“, wie es auch den gängigen Integrationsvorstellungen noch immer zugrunde liegt, der transnationalen Realität der spätmodernen Einwanderungsgesellschaft längst nicht mehr angemessen ist. Unter diesen Bedingungen kehrt sich das Verhältnis von „Tradition“ und „Moderne“ um: Während das Ideal der Sesshaftigkeit zunehmend zum Traditionsbestand einer nationalen Moderne wird, praktizieren Migranten längst ein hypermodernes, mobiles Leben in mehreren Heimaten, das die Zukunft postnationaler Formen der Bürgerschaft vorwegnimmt. Und so müsste die Frage der „Integration“ auch an die noch immer am Ideal der Nation festhaltende Mehrheitsgesellschaft gestellt werden: Wie gut ist sie gerüstet für eine Beheimatung in der Realität einer zunehmend transnationalen Welt?

Vor diesem Hintergrund ist nicht nur von transethnischen, d.h. viele Herkunft übergreifende, sondern auch von transnationalen, d.h. vielfältige Weltbeziehungen umfassende Milieus in der Einwanderungsgesellschaft auszugehen – eine Dimension, die die vorliegende Studie noch ausklammert. Tatsächlich aber ist vermutlich keines der beschriebenen Milieus in der Weise lokal begrenzt, wie es hier den Anschein hat. Stattdessen werden gerade Lebensstile und Alltagskulturen zunehmend von solchen Weltbeziehungen mitgeprägt, die dadurch – durch die Präsenz der Migration – Eingang in lokale Lebenswelten finden. Im sozialen Raum der Milieus kommen nicht nur die „sesshaften“ Deutschen, sondern auch Migranten verschiedener Herkunft mit diesen unterschiedlichen Weltbeziehungen in Kontakt – eine Dimension „interkultureller Kommunikation“, die bislang noch kaum ins Blickfeld von Forschung und Politik geraten ist. An diesen Kreuzungen der transnationalen Beziehungen im lokalen Nahraum entstehen jedoch gerade jene kulturellen Innovationen, die eine Stadt zur Weltstadt machen. Und an diesen Kreuzungen entscheidet sich, ob die Kosmopolitisierung lokaler Lebenswelten in neue Formen eines kosmopolitischen, d.h. nationale Grenzen und globale Ungleichheiten überschreitenden, bürgerschaftlichen Engagements übersetzt werden kann – oder ob sich hier (vorerst) neue Konfliktlinien auftun, mit denen sich Einwanderungsgesellschaften heute im Dienste einer gemeinsamen Zukunft auseinandersetzen müssen.

Dr. Regina Römhild

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie, Ludwig-Maximilians-Universität, München